



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2004

Wozu sind die Universitäten da? Erinnerungen an ein Ideal

Schmid, Konrad

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-68151>

Newspaper Article

Originally published at:

Schmid, Konrad. Wozu sind die Universitäten da? Erinnerungen an ein Ideal. In: Neue Zürcher Zeitung, 249, 25 October 2004, 23.

Wozu sind die Universitäten da?

Erinnerung an ein Ideal

Die Hochschulen werden zunehmend mit der Frage nach ihrer Nützlichkeit konfrontiert. Das ist unvermeidlich und auch legitim. Ebenso nötig aber ist es, sich auf die Idee einer nicht primär zweckorientierten, einer freien Universität zu besinnen.

Es ist nachvollziehbar, dass in wirtschaftlich schwierigen Zeiten alle Einrichtungen des öffentlichen Lebens unter dem Aspekt betrachtet werden, was sie zur Förderung des ökonomischen Wachstums und der allgemeinen Wohlfahrt beitragen. Die schweizerischen Bildungsinstitutionen, namentlich die Universitäten sind dabei in eine politisch ambivalente Situation geraten. Zwar wird allenthalben zugestanden, dass an der Bildung nicht gespart werden dürfe, denn Bildung sei der wichtigste «Rohstoff» der Schweiz. Auf der anderen Seite wird gefordert, dass die Universitäten selbst die ihnen zugewiesenen Ressourcen ökonomisch sinnvoll und das heisst möglichst effizient und zielgerichtet einsetzen. Beides sind zwar grundsätzlich zustimmungsfähige Ansichten, doch bringen die heute diskutierten und angewandten Strategien der Ökonomisierung in der Universität auch weitgreifende Schwierigkeiten mit sich, die die humanistische Idee der Universität, wie sie vor allem von Wilhelm von Humboldt geprägt worden ist, insgesamt betreffen und ihr wenig förderlich sind. Natürlich ist diese Idee nicht in Stein gemeisselt und sowohl der Kritik würdig wie fähig, doch sollte bewusst bleiben, was man anrührt oder beschädigt, wenn man sie aufs Spiel setzt.

Eine wichtige Differenz

Eine grundlegende Differenz zur humanistischen Idee der Universität lässt sich feststellen, wenn die Universitäten darauf verpflichtet werden, ihre Ressourcen vorrangig zur Erreichung bestimmter, inhaltlich definierter Ziele einzusetzen. Entsprechende Prozesse sind bereits im Gang: Die medizinisch und wirtschaftlich auswertbaren Life Sciences erhalten Geld, Fachrichtungen wie Slawistik und Astronomie hingegen sollen an einzelnen Universitäten reduziert oder gar geschlossen werden. Selbstredend erbringen die Universitäten nützliche Leistungen, doch besteht darin - jedenfalls traditionellerweise - nicht ihr erstes Ziel. Universitäten dienen nicht einem bestimmten Nutzen, sondern dem Gewinn wissenschaftlicher Erkenntnis. Sie betreiben Wissenschaft nicht primär, um den Wohlstand zu befördern, sondern um Erkenntnisse zu

erzielen. Das schliesst nicht aus, sondern ein, dass wissenschaftliche Erkenntnisse auch wohlstandsvermehrnde Wirkungen nach sich ziehen können, doch die Universität wäre nicht mehr Universität, wenn sie diese Wirkungen zu ihrem Hauptziel erklärte. Vielmehr würde dadurch die grundlegende und sinnvolle Differenz zwischen Universitäten und Fachhochschulen eingeebnet.

Nun lässt sich natürlich fragen, ob eine grundsätzliche Nutzenorientierung der Universität nicht doch wünschenswert sei. Die Universität wird zum grössten Teil aus öffentlichen Geldern finanziert. Sollte die Öffentlichkeit dafür nicht verlangen können, dass ihr die Universität vor allem einen bestimmten Nutzen, etwa grössere Wohlfahrt oder mehr Gesundheit, bringt? Zu bedenken bleibt dabei jedoch, dass die wichtigsten Resultate der Forschung gewissermassen «zufällig» zustande kommen. Es gehört zu den faszinierenden und wesentlichsten Eigenschaften der Wissenschaften, dass Forschung nicht vollumfänglich planbar ist. Die Wirklichkeit, die die Wissenschaften untersuchen, ist immer komplexer, als die auf sie gerichteten Untersuchungen, Erwartungen und Methoden es sind. Deshalb ist die Nichtplanbarkeit der Forschung sozusagen eine systemimmanente Eigenschaft der Wissenschaft. Überspitzt lässt sich sagen: Den höchsten wissenschaftlichen Nutzen erzielt die universitäre Forschung, wenn sie nicht von vornherein auf einen bestimmten Nutzen hin ausgerichtet wird.

Die Geisteswissenschaften

Die mehr und mehr raumgreifende Ökonomisierung der Universität betrifft besonders die Geisteswissenschaften. Deren Potenzial eines gesellschaftlichen Nutzens erscheint ohnehin begrenzt. Natürlich braucht es Deutschlehrerinnen und Französischlehrer an den Gymnasien und deshalb auch Germanistik- und Romanistik-Studiengänge an der Universität; und manchmal mag es hilfreich sein, einen Soziologen mit der Analyse gegenwärtiger gesellschaftlicher Probleme zu beauftragen. Doch was kann ein Assyriologe, der Keilschrifttexte ediert, der Gesellschaft nützen, was bringt es, wenn ein Philosoph sich mit Schelling beschäftigt, und wieso sollen musikwissenschaftliche Analysen von Bach-Fugen mit öffentlichen Geldern bezahlt werden?

Es liegt auf der Hand, dass die Finanzierung von geisteswissenschaftlichen Forschungsarbeiten oft weder durch einen unmittelbaren noch durch einen mittelbaren gesellschaftlichen Zweck, der damit erfüllt würde, legitimiert werden kann. Die Ägyptologie, die Assyriologie, die Philosophie und die Musikwissenschaft beschäftigen sich mit ihren Gegenständen, weil diese nun einmal da sind, weil sie Teil der vorfindlichen Wirklichkeit sind. Und genau darauf beruht der klassische Gedanke

der humanistischen Universität, der ihr auch ihren Namen gegeben hat: Es gibt deshalb verschiedene universitäre Disziplinen, weil es um das Ganze, die universitas, geht. Die «Voll-Universität» mit ihrem breiten Fächerspektrum entspringt dem Willen, die Wirklichkeit in all ihren geistigen wie materiellen Dimensionen zu erforschen. Hinzu kommt: Die disziplinär aufgeteilten Wissenschaften haben nur unscharfe Ränder. Kein universitäres Fach steht für sich allein, keines kann seine Aufgabe unter völliger Ausblendung seiner Nachbarfächer adäquat erfüllen. Universitäres Forschen und Lehren in einem Fach bedeutet deshalb immer auch, im Kontext aller anderen Fächer der - deshalb wichtigen - «Voll- Universität» zu forschen und zu lehren.

Ein freier Denkraum

Damit scheint sich das Problem aber noch zu verschärfen: Weshalb soll ein solch universal ausgerichteter und entsprechend teurer Kanon der Wissenschaften aufrechterhalten werden, wenn er nicht einmal mittelbar zweckdienlich ist? Weshalb soll eine Gesellschaft sich nicht auf jene Wissenschaften beschränken, die zumindest mittel- oder langfristig auch etwas «bringen»? Zunächst einmal lässt sich hier auf die Eigenschaft von Wissenschaft als «Kulturfaktor» hinweisen. Die öffentliche Hand unterstützt auch das Literaturwesen, Kunst, Film, Theater und Weiteres - im impliziten oder expliziten Wissen darum, dass eine menschliche Gesellschaft, die nur noch aus verrechenbaren Elementen bestünde, ihren Namen kaum mehr verdiente. Wir «brauchen» zwar strenggenommen weder Mozart und Goethe noch wissenschaftliche Arbeiten über sie, doch auch eingefleischten Technokraten dürfte es nicht wohl bei dem Gedanken sein, dass alle «unnötigen» Elemente menschlichen Lebens auch tatsächlich verschwänden. Auch im Zeitalter des Homo oeconomicus stirbt der menschliche «Kulturtrieb» nicht ab. Darüber hinaus ist ein weiterer Gedanke anzuführen, der über das bisher Gesagte hinausgeht: Gerade für eine mehr und mehr ökonomisch denkende Gesellschaft stellt sich die Frage, was sie denn überhaupt wollen soll. Ihre Zweck- und Zielvorstellungen bedürfen, wenn sie nicht naiv und irrational sein sollen, einer grundsätzlichen Aufklärung. Dazu gehören einerseits die geistesgeschichtliche Einordnung dieser Zielvorstellungen und andererseits deren kritische Diskussion. Reflexionen dieser Art sollte man allerdings nicht wiederum als Nutzensausrichtung nun höherer Ordnung betrachten. Sie sind vielmehr innerhalb eines freien Denkraums zu konzipieren, der bewusst hält, dass individuelles und kollektives menschliches Leben immer mehr und anderes ist als Leben auf einen bestimmten Zweck

hin.

Die Universität in humanistischer Tradition
hat dieses Bewusstsein gepflegt. Ihre Ökonomisierung
untergräbt zunehmend dieses Bewusstsein und
befördert ihre schleichende Transformation
in eine Lieferantin von zweckorientierten
Wissensbeständen für eine auf Bedürfnisbefriedigung
ausgerichtete Gesellschaft. Sollte diese
Transformation gelingen, dann wäre es um
die humanistische Universität geschehen.
Man mag dies beklagen oder begrüßen, aber
man sollte es auf jeden Fall wissen.

Konrad Schmid

=====

Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter:

<http://www.nzz.ch/2004/10/25/fe/page-article9UJ0C.html>